

Nachbarn und Konkurrenten waren „wie die Aasgeier“

Die Arisierung jüdischer Familienunternehmen in München.

Man möchte es kaum glauben: Eine sächsische Prinzessin und eine erfolgreiche jüdische Unternehmerfamilie, die aus Westfalen nach München gekommen war, machten vor mehr als einem Jahrhundert das Dirndl in Deutschland salonfähig. Bisher hatten nur Bauerntöchter und Mägde in Bayern und Tirol die fesche Tracht getragen. Doch nachdem die Prinzessin Marie Auguste von Anhalt, Schwiegertochter von Kaiser Wilhelm II., bei einem Ball in Paris in einem Seidendirndl der Münchner Brüder Wallach Aufsehen erregt hatte, wurde die Volkstracht schnell zur Gesellschaftskleidung, nicht nur im Deutschen Reich: Die Wallachs exportierten ihre Dirndl nach England, Holland und bis nach New York.

Spätestens seit dem Hype um die Benatzky-Operette „Im Weißen Rössl“ wollten alle so ein Dirndl haben. Es kam zu der grotesken Situation, dass sich die Ehefrauen führender Nationalsozialisten und ihre Töchter aus dem „Bund Deutscher Mädel“ im noblen Münchner Geschäft der jüdischen Brüder Wallach in der Residenzstraße die Klinke in die Hand gaben. Sogar in Hitlers Berghof auf dem Obersalzberg waren die Trachtenstoffe der Wallachs zu finden.

Die der „Arisierung“ jüdischen Eigentums dennoch nicht entgingen. 1938 musste Moritz Wallach sein Unternehmen an einen gescheiterten regimetreuen Kunsthändler verkaufen. Gestapo und SS, in Begleitung von Kunstsachverständigen, plünderten seine Wohnung. Ein Jahr später gelang es der Familie mit gerade noch 20 Mark Bargeld in die USA zu emigrieren. Bruder Max und dessen Ehefrau Melitta starben im KZ Auschwitz.

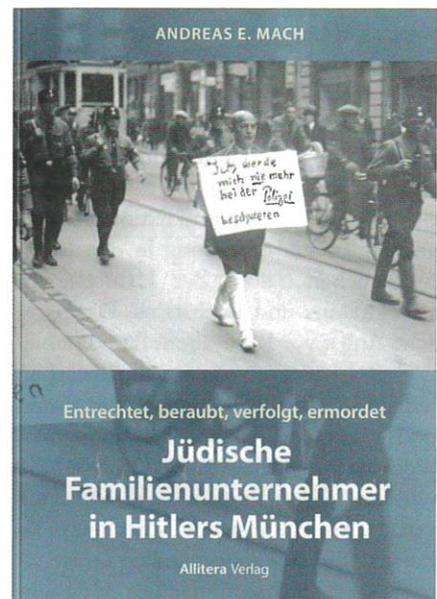
Koscheres Bier am Sabbat

Das ist vielleicht die größte Überraschung in dem soeben erschienenen Wälzer von Andreas E. Mach: Die vielen

wirtschaftskräftigen, gesellschaftlich und kulturell stark engagierten Geschäftsleute, Anwälte, Ärzte, Kunsthändler, Literaten unter den exakt 9005 jüdischen Bürgern, die 1933 in München lebten, bildeten keine sonderbare Parallelgesellschaft, waren keine Fremden, die man misstrauisch beobachten musste. Es waren großteils richtige, gestandene, lokalpatriotische Münchner, die ihre Wirtschaftshäuser und Biergärten liebten – vor allem am Sabbat, denn Bier ist koscher –, den an der Isar üblichen etwas sanfteren bayerischen Dialekt sprachen und ihren Buben Janker und Lederhosen anzogen. Und doch haben die Hakenkreuzler hier im gemütlich-katholischen München, der „Hauptstadt der Bewegung“, das perfide Verbrechen der Arisierung erfunden, bei dem die Opfer Immobilien, Unternehmen, Kunst und Hausrat zu einem Spottpreis an nichtjüdische Interessenten verkaufen mussten. Schon 1923, als Hitler erfolglos gegen die bayerische Regierung putschte, wurden Münchner Juden wie der Rabbiner Leo Baerwald aus ihren Wohnungen geholt, bedroht und brutal misshandelt. In der „Pogromnacht“ am 9. November 1938 verschleppten Polizei und SS fast alle männlichen Juden nach Dachau, das als erstes KZ Deutschlands bereits wenige Monate nach Hitlers Machtübernahme eröffnet worden war.

Eine Auswanderung war nur wenigen gelungen, die Verwandte oder Freunde im Ausland hatten – und eine horrenden „Reichsfluchtsteuer“ zahlen konnten. Im November 1941 deportierte man fast tausend jüdische Münchner ins litauische Kaunas, wo sie wenige Tage später alle erschossen wurden.

Das Buch, eine Fleißarbeit von herkulischen Ausmaßen, stammt von dem Politologen, Historiker und Investmentbanker Andreas E. Mach, der selbst aus einer traditionsreichen Unternehmerfamilie kommt, in Deutschland, Italien, den Niederlanden und den USA studiert hat



und in München u. a. das „Handbuch für Familienunternehmen“ herausgab. Er hat sich dem Kampf gegen die bedrohlich zunehmende Geschichtsvergessenheit verschrieben, spricht vielleicht etwas zu häufig mit Schaum vor dem Mund, kann aber Seite für Seite auf beschämende Weise belegen, wie dreist Politik und Justiz und vor allem die vielen, vielen Nutznießer der Arisierungen unter den Geschäftskonkurrenten und Nachbarn ihre historische Schuld verdrängt und weggelogen haben. Als die Amerikaner am 30. April 1945 noch exakt 84 jüdische Überlebende in ihren Münchner Verstecken aufspürten, meldeten sich bald überall fürsorgliche Nachbarn, die nur deren Rettung im Sinn gehabt haben wollten.

So wild waren sie alle auf die „Schnäppchen“ aus jüdischem Besitz und Vermögen, dass ein Finanzamtspräsident damals Zeitungsanzeigen mit der dringenden Bitte schaltete, man möge doch damit aufhören, in Sachen Arisierung direkt in der Behörde vorzusprechen. „Ich bin Nationalsozialist, S.A.Mann und ein Bewunderer Adolf Hitlers“, ließ ein (anonymer) Münchner Geschäftsmann am 16. April 1938 die Industrie- und Handelskammer wissen, aber von den „Erpressungen“ der Juden sei er nur noch „angeekelt“. „Wie die Aasgeier“ stürzten sich jetzt arische Geschäftsleute auf ihre jüdischen Mitbürger, „mit tiefenden Augen und heraushängenden Zungen“, um zu einem Schundpreis ein

Stück Fleisch aus dem „jüdischen Kader“ herauszureißen.

Völkische Sehnsucht im braven München

Warum gerade das biedere München als Vorreiter bei derartigen Verbrechen fungierte, fragt Mach und erinnert an die einzigartige Mischung von Massenhysterie in den Bierhallen und nationalistisch-antisemitischer Stimmung in den großbürgerlichen Salons der Hanfstaengls, Bruckmanns und Bechsteins. Die panische Angst vor Revolution, Räterepublik und Bolschewismus – personalisiert in jüdischen Intellektuellen, Journalisten und Literaten – habe sich mit einem tiefeingewurzelten völkischen Weltbild und der Sehnsucht nach harter Ordnung verbunden. Hatte sich in München nicht bereits 1891 der erste dezidiert antisemitische Verband gegründet, der „Deutsch-Soziale Verein“, und gab es in den süddeutschen Alpenvereinen nicht schon 1899 den „Arierparagrafen“?

Der Autor reiht zahlreiche Schicksale jüdischer Unternehmerfamilien mit vielen Details, Personen, auch Anekdoten aneinander und langweilt seine Leserschaft nicht, auch wenn sich die Geschichten gleichen. Lion Feuchtwangers Vater Sigmund Aaron Meit betrieb in der Grillparzerstraße eine Rinderfett- und Margarinefabrik und verband streng konservatives Judentum mit bayerischem Patriotismus. Lions Bruder Ludwig, Rechtsanwalt und Lektor, betreute die Arbeiten des Staatsrechtlers und späteren Nazi-Sympathisanten Carl Schmitt und schaffte nach sechs Wochen im KZ Dachau die Emigration mit seiner Familie ins englische Winchester.

Ähnlich mittellos strandeten die Brüder Aufhäuser, deutschlandweit bekannte Bankiers und in geschäftlichen Beziehungen mit dem bayerischen Königshaus, in Los Angeles – beide nach grausamen Misshandlungen in Dachau gebrochene Männer. Die Inhaber der Maschinenfabrik Michaelis in der Hofmannstraße, deren Wäscherei- und Bügelmaschinen vom Vatikan, von afrikanischen Missionsstationen und internationalen Kreuzfahrtunternehmen gekauft wurden, mussten ihr Unternehmen an ein Bankhaus übertragen, sahen vom Kaufpreis keinen Pfennig und brachten sich im Dezember 1941 mit Schlaftabletten um.

Von der Familie Eberhardt, deren En-

zianbrennerei in der Tulbeckstraße bayerische Spirituosen an den Prince of Wales lieferte, konnten nur zwei Mitglieder 1939 in die USA emigrieren, die übrigen wurden zwei Jahre später mit fast tausend weiteren Münchner Juden nach Litauen in das KZ Kaunas deportiert und dort vergast. Die erfolgreiche Spitzen- und Wäschehändlerin Rosa Klauber hingegen – ehemalige königliche Hoflieferantin mit 200 Angestellten – gelang eine neue Karriere in New York, nachdem man ihr Geschäft in der Theatinerstraße in der Pogromnacht kurz und klein geschlagen hatte.

Dem Wäschevertreter Kurt Landauer half seine Popularität als Torwart und Präsident des Traditionsvereins FC Bayern (und Träger des Eisernen Kreuzes aus dem Ersten Weltkrieg) herzlich wenig. Er verschwand im November 1938 für vier Wochen im KZ Dachau und konnte danach in die Schweiz flüchten – nach Zahlung von „Reichsfluchtsteuer“ und „Judenvermögensabgabe“, versteht sich. Seine sechs Geschwister wurden umgebracht.

Besondere Aufmerksamkeit widmet Mach den braunen Kunsträubern, die im leuchtenden München viel zu tun hatten. Gestapo, Finanzbehörden, Museen und Kunsthandel klauten in einer großangelegten Aktion zur „Sicherstellung von Kulturgütern“ zwischen November 38 und Februar 39 aus jüdischen Wohnungen um die 2500 Gemälde, Skulpturen, Teppiche und Antiquitäten. Bis heute haben laut Mach „vermeintlich honorige Nachkriegspolitiker und Museumsdirektoren“ dafür gesorgt, dass vieles von diesem Raubgut weder identifiziert und zurückgegeben wurde noch die Erben angemessen entschädigt werden konnten.

Auf besonders erfinderische Weise bereicherte sich der manische Sammler Hermann Göring damals an den Schätzen der führenden deutschen Kunsthändlerfamilie Bernheimer am Maximiliansplatz: Er ließ zwar auf Intervention der mexikanischen Regierung, deren Honorarkonsul Otto Bernheimer war, den Firmenchef und dessen Söhne aus Dachau frei, zwang sie aber zur Ausreise und dazu, einer Göring-Cousine ihre heruntergekommene Kaffeeplantage in Venezuela zum stolzen Preis von mehr als einer Million Reichsmark abzukaufen.

Ein komplettes Verzeichnis der im Februar 1938 in München „gewerbepolizeilich gemeldeten jüdischen Gewerbe-

treibenden“ und ein umfangreiches Glossar machen den Band zusätzlich wertvoll und jetzt schon zu einem Standardwerk.

CHRISTIAN FELDMANN

Andreas E. Mach: Jüdische Familienunternehmer in Hitlers München. Entrechtet, beraubt, verfolgt, ermordet.

Allitera Verlag, 476 Seiten mit vielen Illustrationen, 34 Euro



Synodalität

Das Buch versammelt Diskussionsbeiträge, die gegenwärtige und zukünftige synodale Debatten und Prozesse unterstützen und fördern. So beschreiben Nicola Ottiger und André Ritter das von ihnen herausgegebene Werk. Es entstand auf dem Hintergrund von vielfältigen Versuchen, die katholische Kirche synodaler zu gestalten; zum Beispiel durch die Weltsynode und den überaus mutigen, aber heftigen umstrittenen Synodalen Weg der katholischen Kirche in Deutschland.

Das besondere Verdienst des Buches besteht darin, dass neben katholischen auch orthodoxe und protestantische Fachleute zeigen, wie unterschiedlich Synodalität in ihren Gemeinschaften gelebt wird. Dies ist für die synodalen Bestrebungen der Zukunft höchst anregend. Nur schade, dass die Ergebnisse der Weltsynode im Buch nicht mehr berücksichtigt werden konnten! Man ist gespannt auf ein hoffentlich bald erscheinendes Werk zu diesem Thema ...

Zitat: *Es fällt auf, „dass die ökumenische Zusammenarbeit in den synodalen Prozessen auf diözesaner und schweizerischer Ebene bisher nicht strukturell verankert ist. Zudem fehlt – wenn ich es richtig sehe – auch das Bewusstsein dafür, dass die synodale Weggemeinschaft so lange unvollständig ist, als jene Teile des pilgernden Volkes Gottes nicht auf dem Weg sind, die anderen Kirchen angehören.“*

WALTER LUDIN

Nicola Ottiger, André Ritter (Hg): Synodale Kirche(n) und kirchliche Synodalität. Ökumenisch-theologische Perspektiven. Edition NZZN bei TVZ 2024. ISBN/GTIN 978-3-290-20251-4. 188 S., ca. CHF 32.-